

FRAGWÜRDIGE STATISTIK

Beginnen wir mit einer Provokation: Schaut man in die aktuelle Ausgabe des DJV-Handbuches, so jagen wir in Deutschland auf 32,5 Millionen Hektar Fläche (Staatsjagden, gemeinschaftliche und Eigenjagdbezirke). Im vergangenen Jagdjahr wurden laut offizieller Streckenstatistik 1 044 809 Rehe getötet – ich sage bewußt getötet, weil die

Verkehrsoffer in die Statistik mit eingehen. Das sind 3,2 Rehe pro 100 Hektar Revierfläche. Das wäre möglich, wird so mancher denken.

Da in unserer häufig ausgeräumten Feldmark der vorwiegende Lebensraum des Rehwildes mittlerweile über der Wald ist, zumindest in der vegetationslosen Zeit, erscheint es interessant, den Gesamtabschuß auf die Waldfläche umzurechnen. Wiederum nach DJV-Statistik gibt es in Deutschland 10,7 Millionen Hektar Wald. Das in Relation gesetzt zu besagten 1 044 809 „getöteten“ Rehen ergibt sage und schreibe rund 9,8 „getötete“ Rehe pro 100 Hektar Waldfläche in Deutschland.

Ich bezweifle nicht, daß man solche Strecken erzielen kann, ich bezweifle, daß das in der Realität ohnedeckend geschieht, und wenn man bedenkt, daß in den meisten Revieren weitaus weniger Rehe pro 100 Hektar Waldfläche erlegt werden, müßten andere ja astronomische Strecken erzielen. Nachhaltig rund zehn Rehe pro 100 Hektar Wald zu erlegen, bedeutet, rund 30 (mit Zuwachs) müßten auf dieser Fläche leben, damit diese Nutzungsrate möglich ist. Mein Fazit: Die Statistik ist nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt ist.

Die Folge dieser „ermöglichten“ Statistik ist, daß die Bestandsrealität immer mehr von der Statistik abweicht und die Forderungen nach Erlegen von noch mehr Rehen aus waldbaulichen Gründen quasi auf dem Fuß folgt.

Bei den Hochwildarten ist das Auseinanderklaffen von Theorie und Realität sicherlich nicht so extrem, aber

falsche Streckenangaben führen auch hier zu immer höheren Abschlußforderungen, die mit der Realität der Wildbestände nur wenig gemein haben.

Der Teufelskreis, der durch „nur auf dem Papier erlegtes Wild“ entstanden ist, kann nur mit mehr Transparenz durchbrochen werden, um mittelfristig durch Rückrechnung tatsächlicher Abschüsse zu annähernd gesicherten Bestandszahlen zu kommen.

In diesen beiden Beiträgen berichte ich über meine Erfahrungen im Umgang mit Schalenwildbeständen, insbesondere des weiblichen Wildes.

Selbstverständlich stellt das kein allgemeingültiges Rezept dar, weil die jagdlichen Situationen in anderen Gebieten anders sein mögen, aber das eine oder andere wird sicherlich auch für Jäger in anderen Regionen Deutschlands interessant sein.

Häufig beginnt das Dilemma bereits mit der unrealistischen Einschätzung des Frühjahrswildbestandes und des daraus resultierenden Abschlußvorschlags des Jagdpächters. Oft ist der Wunsch zur Erlangung einer zahlenmäßig hohen Freigabe im Abschlußplan der Vater des Gedankens. Bei uns ist dies, besonders bei den Hochwildarten, festzustellen.

Mehr als gelegentlich paßt nicht zusammen, wenn man als Leiter einer Rotwildhegegemeinschaft den Eindruck erhält, man steht kurz vor der Ausrottung dieser Wildart, wird aber selbst mit Bestandsangaben und Abschlußforderung konfrontiert, die jeder Realität widersprechen. Was sollen also Abschlußplanforderungen, die sich, zumindest beim Rotwild nicht mehr an der Ist-Situation des Bestandes orientieren. Um im nachhinein aus diesem Dilemma herauszukommen, greift man zu den oben angedeuteten „Statistiktricks“, und die Schraube der Abschlußplanerhöhung hat sich um eine Drehung weiter bewegt.

Daß man mit derartigen Manipulationen den Jagdwert eines Revieres unnatürlich hochhält, was bedeutet, daß wir teure Reviere selbst produzieren, wird bei dem ganzen Dilemma verkänt oder auch verdrängt.

Schauen wir uns doch Verpachtungsanzeigen mit Streckenspiegeln an. Da werden „Hochwildreviere“ angeboten mit jahrelangen Freigaben von beispielsweise zwei Hirschen und vier Stück Kahlwild, und einmal in fünf

Jahren wird ein Stück erlegt. Ist das ein Hochwildrevier? Zugegeben, wenigstens ehrlich bei den Abschlußmeldungen ist man gewesen.

Eine weitere Schwierigkeit in diesem Zusammenhang sind auch die immer kleiner werdenden Reviere. Von Hochwild als Standwild (die Sauen hier einmal ausgenommen) kann man oft nicht mehr sprechen. Die Frage ist meist, kann man es sich leisten, ein Stück Hochwild zu pardonieren, oder sieht man es nie wieder.

Trophäenschauen, und hier muß ich das Schwarzwild mit einbeziehen, dokumentieren allzu oft den desolaten Zustand in der Sozial- und Altersstruktur der Bestände, auch wenn unsere Gegner diese Kritik als vordergründigen „Trophäenkult“ bezeichnen.

Reifes Wild, zumindest in einem gewissen Prozentsatz, gibt es kaum noch. Das Gros der Rehböcke, die erlegt werden, liegt bei zwei bis vier Jahren mit abnehmender Tendenz. Ich behaupte sogar, und ich wiederhole es noch einmal, ich spreche von den Regionen, die ich jagdlich beobachtet und beurteilen kann, daß die Mehrzahl der Böcke zwei Jahre alt ist, die höheren Altersklassen fehlen weitgehend. Demgegenüber stehen hohe weibliche Rehwildbestände, die mit ihrer Reproduktion den Eingriff in die Jahrlingsklasse und die der Zweijährigen ermöglichen.

Beim Rot-, Dam- und Muffelwild muß man es schon fast als ein kleines Wunder ansehen, wenn die männlichen Stücke das tatsächliche Reifealter erreichen.

Wenn ich auch bisher die Meinung vertreten habe, ein körperlicher Nachweis sei bei den Schalenwildarten überflüssig, komme ich immer mehr zu der Erkenntnis, daß wir zukünftig wohl an dieser Kontrolle, als widerhaltende Maßnahme wohl gemerkt, nicht mehr vorbeikommen. Der Weg, wie er in Hessen gerade gegangen wird, beispielsweise beim Rotwild mit der Vorzeigepflicht gegenüber einem Sachverständigen, halte ich für den richtigen Weg.

Die Chance, über Transparenz, also Vorzeigepflicht, realistische Ist-Bestände und damit auch realistische und erfüllbare Abschlußpläne zu erhalten, muß wahrgenommen werden, auch, um die Brisanz aus der Wald-/Wildproblematik zu nehmen. dud